

Profaische Ehen.

Von Ida Barber.

(Nachdruck verboten.)

Es war zum ersten Male im vergangenen Sommer, als ich den oben genannten Ausdruck aus dem Munde eines unserer bedeutendsten Nobellisten vernahm. Ich erkundigte mich damals nach dem Schicksal einer Jugendfreundin, die als sie kaum sechzehn Jahre war, sich schon das Maß ihres Zukünftigen mit aller nur denkbaren Idealität anzunehmen pflegte. Schön sollte er sein wie ein Apoll, geistreich, witzig, edel, begeistert für alle hohen Aufgaben der Menschheit, im Wettkampf mit den Besten seiner Zeit, — einer der Ritter vom Geiste, deren Namen die Welt mit Bewunderung nennt; und nun sagt mir mein Freund, sie lebe in einer sehr „profaischen Ehe“.

Seitdem klingt mir das Wort fort und fort in den Ohren; wo ich zwei Menschen fürs Leben verbunden sehe, da lege ich den Prüffstein an und frage mich: „Etwas auch eine profaische Ehe?“

Sonderbar! Die Antwort lautet zumeist bejahend; unter hundert Ehen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, kaum zehn, in denen noch mehrjährigem Zusammenleben die Ideale noch nicht getrunnen, die einst das trutzige Herz geschwollen.

Abgesehen von jenen sogenannten Vernunfttheoretikern, die sich ja gewöhnlich, wenn schon das Herz manchmal bei Eingehung derselben zu brechen drohte, günstiger gestalten, als man erwartet, ja oft sogar recht harmonisch ausfallen, werden selbst die meisten anscheinend aus Neigung eingegangenen Ehebündnisse recht — profaisch. Da hört man dann in allen Tonarten das Lied der „unverliebten Frauen“, statt des in feierlicher Begeisterung flammenden Hymnus, den man sich selbst, wie wohl gar vermeinte Augen, statt der innigen Liebesinnigung, die sich in Wort und That kundgeben sollte, hört man Vorwürfe und unfreundliche Worte; endlich des ewigen Haberns müde, gehen sie einen Kompromiß ein, jedes sucht nach seiner Weise selig zu werden, der Mann bedacht seine Klubs, die Frau ihre Freundsinnen, gemeinschaftliche Vergnügungen werden kaum noch aufgesucht, selbst die Mahlzeiten nur selten gemeinsam eingenommen; das Budget wird vom Manne festgesetzt, die Frau hat mit dem ihr zugewiesenen Wochengehalte zu rechnen, sie hat keinen Einblick in seine Geschäftsbearbeitung, ist nicht mehr, wie sie ehedem träumte, die vertraute Freundin seiner Wünsche und Bestrebungen, sie ist seine Hauswirthin geworden, die sich daran genügen soll, ihr Auskommen zu haben und — versorgt zu sein.

Derart sind noch die meisten jener „profaischen Ehen“, die heute das Unglück aller jener Frauen ausmachen, die irrgeliebt durch eine die Phantasie mächtig anregende Romanwelt, sich eine gar überhöchliche Vorstellung vom Eheleben gemacht; weit unglücklicher, weit profaischer gestaltet sich die Schicksale, wenn zu den seelischen Enttäuschungen auch die finanziellen hinzutreten, wenn das Einkommen, wie man glaubt, vernünftigen, erworblichen Mann vererbende Mädchen als Frau erklärt, daß der Mann nicht nur nichts hat, sondern auch leichtsinnige Spekulationen macht, für einen vollen Erwerb nicht taugt, daß er das ihm anvertraute Vermögen vergeudet. — Da zeigt sich denn die Prosa des Lebens in ihrer nacktesten, abgründlichsten Gestalt. — Wenige sind stark und befähigt genug, sich in zweifelhafte Lebenslagen dem Manne als mitbehelfende, mitwerbende Kraft an die Seite zu stellen und so dem drohenden Unglück Einhalt zu gebieten. Sobald das längst drohende Gespenst der Sorge die Schwelle des Hauses überschreitet, ist es zumeist mit dem ehelichen Frieden vorbei. Sonderbar! Sollte man nicht meinen, daß zwei Menschen, die sich in Glück und Lebenslust verbunden, im Unglück, wo es gilt, einander mit vereinten Kräften zu helfen, desto inniger und fester zu einander halten müssen? Ein Blick ins Leben zeigt uns, daß dem leider nicht so ist. Wo finanzielle Störungen eintreten, ist es auch in den meisten Fällen: gar übel mit dem häuslichen Glück bestellt. Die vermögenden, in Glanz und Ueberfluß ergögneten Mädchen unserer Zeit haben oft nicht gelernt, selbst Hand anzulegen, sich einzuschränken, die Ansprüche, die sie seither aus Leben machten, den Verhältnissen entsprechend zu modifizieren. Die meisten herabziehen, um das Leben besser genießen zu können, ein Haus zu machen, im Winter Wärme, im Sommer Kühle zu besitzen, sie glauben ihren Gatten zu lieben, so lange er ihnen all das gewähren konnte; seitdem es jedoch heißt, auf dies und das und noch etwas Verzicht leisten, ist es mit dem ehelichen Glück und der vielgerühmten und besungenen seelischen Liebesinnigung zumeist aus. Der angebetete Thal ist ein Dorn geworden, der mit seiner Hypochondrie die dem jungen, lebenslustigen Weibchen jede frohe Stunde vergällt, er will gar kein Einsehen haben, daß er an ihrem Unglück schuld; klagt sie ihm, wie sehr sie sich enttäuscht fühle, so verläßt er sie umwirth — sucht vielleicht anderswo das Glück, das er daheim nicht findet. Die „guten Freundsinnen“ haben selbstverständlich nichts Besseres zu thun, als die ohnehin gramgebeugte Frau aufzureizen. Die Entfremdung der Ehegattin wird eine vollständige. Es giebt Szenen, Eifersüchteleien, Vorwürfe, nicht selten droht sogar

die erregte Frau, diesem — elenden Leben ein Ende machen zu wollen, doch — sie thut es nicht — sie resignirt, tröstet sich mit all den tausend Anderen, denen es nicht besser geht, beweint ihre Träume von Glück, Liebe und Leben, nimmt eine Dummensinn an, sucht allgemach dem Manne, der sie um all ihr stolzen Zukunftspläne gebracht, zu verzeihen, um der lieben Kinder willen muß doch wenigstens das Decorum gewahrt werden, und so lebt man nebeneinander anscheinend ruhig, in Wahrheit wenig befriedigt, sehr enttäuscht in — einer profaischen Ehe.

Zumeist leiden wohl die Frauen am meisten unter derartigen unharmonischen Verhältnissen. Sie treten, selbst wenn sie keine ideal angelegten Naturen sind, gewöhnlich mit ganz überhöchlichen Vorstellungen von einem zu erhoffenden Glück in die Ehe; sie fangen oft an zu genießen, während der Mann bereits blaßt ist. Er kann sich, wenn irgend eine Disharmonie entsteht, leicht darüber hinwegsetzen; er hat seinen Beruf, sein Geschäft, ihn interessiert die Politik, er hat keine Vereine und Versammlungen, während die Frau zumeist über den engen, allbegrenzten Wirtschaftskreis nicht hinausgeht. Wäre ihr Horizont ein größerer, sie würde sich weniger von ihres Herzens Kimmernissen beherrschen lassen, in größerem Wirkungs- und Schaffenskreise Jetterung und Beseßsen suchen — das fällt aber leider den wenigsten Frauen ein. Durch falsche Sentimentalität verblöden sie sich und ihrem Gatten das Leben, können sich nicht entschließen, die geträumte ideale Welt, in der der Mann stets zu den Füßen seiner Angebeteten sitzt, sie Täuschungen und Zuderpüppchen nennen soll, zu verlassen. All' die, die sich einverstanden dünken, sind es zumeist nicht; der Mann versteht, was sie wünschen, er ist nur nicht gewillt, auf ihre Eigensinnlichkeiten einzugehen.

Für einen energischen, lebenslustigen Mann ist nichts abschreckender als eine sentimentale, stets in ihren Bealen lebende Frau; er verlangt eine muntere, das Leben richtig erfassende Gefährtin, die nicht verheimelt sein will, sondern in dem Bewußtsein glücklich ist, an ihm ihren treuen Freund fürs Leben gefunden zu haben. Die Freundschaft, an der des Mannes Zug gar oft Genüge findet, ist aber eben so oft die Klippe, an der des Weibes Glück scheitert.

Ruhige Naturen begnügen sich damit, in dem Geliebten den Freund wiederzufinden, lebensfähigere verzehren sich in ungestilltem Sehnen — sie mögen keine profaische Ehe und legen ihre Lebenskraft daran, ihr Glück zu ändern.

Wer zählt die Tyränen, die da im Geheimen gemeint werden, wer zählt die Seufzer, die sich da dem schier verzagenden Herzen entringen? Zumeist hat ein wirkliches Unglück allein die Kraft, derartig zur Sentimentalität geneigte Frauen zu heilen. Der Verlust eines Kindes, schlechte Geschäftslage, eine Krankschickel bringt sie zum Bewußtsein, daß es noch härtere Schicksalsschläge giebt, als die, die sie zeitlich als die härtesten angesehen. Der siebzehner oder achtzehnjährigen Frau ist es, als sei all ihr zukünftiges Glück mit einem Schlag vernichtet, wenn sie hört, daß ihr Gatte eine andere Frau schon gefunden, zehn Jahre später altert diese Wahrnehmung sie vielleicht kaum, sie hat in diesen Jahren schon so manches durchgemacht, daß die Poese ihres Gefühllebens vor der Prosa der Alltagswelt erloschen ist.

Viele, und man versteht sogar kluge Frauen wollen behaupten, daß eine von beiden Seiten als profaisch anerkannte Ehe, in der sich keines Zwang aufzulegen hat, gar ruhiger und friedfertiger gehet.

Ist ein solches Zusammenleben aber noch dem Begriff der Ehe entsprechend? Ein gefühl- und gedankenloses Nebeneinandergehen, wo jeder nur seinen Neigungen fröhnt, ist nun und nimmermehr eine Ehe. Wehe den armen Frauen, die sich jenen Geistern zu eigen geben, die kein Verhältniß für das seelische Glück haben, das die Frau in der Ehe zu suchen berechtigt ist.

Sind sie klug genug zumeist werden sie es erst, nachdem sie ihres Herzens Wünschen und Sehnen in einem Meer von Thränen begraben, eine profaische Ehe einer unglücklichen oder wohl gar getrennten vorzuziehen, haben sie es endlich über sich gewonnen, in ruhiger Freundschaft nebeneinander zu leben, so ist ihnen selbst wohl genügt, der Gesamtheit aber keineswegs.

Je mehr derartige Ehen, in denen man meist kalt und friedlich, doch auch seelenlos nebeneinander hergeht, umfingreifen, um so empfindlicher wird das Familienleben geschädigt; wie Keil und Nachtfrost legt es sich auf all die duftenden Blüten, die einem geordneten Heimleben zu entspringen pflegen. Die einer solchen Ehe entstammenden Kinder werden nun und nimmermehr beglückwünschte, weiche, für der Menschheit hohe Aufgaben begeisterte Menschen werden. Zwar pflegt man zu behaupten, daß, wo die Frau sich vom Gatten nicht verstanden sieht, sie das ganze Maß der ihr imwohnenden Idealität und Liebesbedürftigkeit auf die Kinder überträgt, doch sind diese nicht in einer Atmosphäre groß geworden, die die Entwicklung seelischer Eigenschaften wenig begünstigt? — Während eines Sommeraufenthaltes habe ich Gelegenheit, in einem kleinen Förstlerhäuschen ein Ehepaar zu beobachten.

Der Förster war mit seiner „Alten“ vierzig Jahre verheiratet; sie lebten trotzdem noch in den Hüttenwohnen; kam er Abends todtmüde heim, nie setzte er sich nieder,

ohne seine „Alte“ mit offenen Armen zu empfangen, ihr einen herzlichen, weisshallenden Kuß zu geben, wohl gar in der Stube mit ihr herumzutanzten; dann brachte Mutter ihm den warmen Kaffee, die Hausfrau, die Müde, setzte sich dicht an seine Seite, und Beide küßten, wie ein Liebespaar; die führten keine profaische Ehe, und ihre Kinder — ja, wenn sie von ihren Kindern sprachen, da gehen Weiden die Augen über. Die Söhne hatten rühmliche, ehrenvolle Stellungen errungen.

Und neben ihnen wohnt ein Ehepaar, auch sie haben drei Kinder; sie sind wohlhabend, haben Equipage, der Mann fährt alle Morgen zur Stadt, kommt Abends heim; die Frau erwartet ihn an der Thür, er bringt aus dem Wagen, trägt eilig Affen und Bücher ins Zimmer, die dargebotene Hand seiner Frau scheint er selten zu sehen, einen Kuß ihr zu geben, dürfte ihm wohl in seinem Leben nicht mehr einfallen. „Was Gutes zu essen?“ fragt er sie. — „Du weißt ja“, sagt die Frau schüchtern, „wir haben hier nur kaltes Nachtmahl.“

„Dazu wär' ich herausgekommen?“ entgegnet der zärtliche Gatte und ohne des bittenden Blickes seiner Frau zu achten, beiseite er wieder den Wagen und fährt zur nahe gelegenen Restauration. Die Kinder sehen die Mutter verflört, sie sehen, wie der Vater unfreudlich zu ihr ist, sie respektieren sie nicht sonderlich, sie vermag in Folge dessen keinen erheblichen Einfluß auszuüben; es erfüllt sie mit tiefer Bestürmung, wenn sie sieht, wie das Weibchen da unter ihren Augen aufwächst, ohne Reizität, ohne sittlichen Fond, ohne ernstes Streben. Mit unangenehmen Berichten darf sie dem Gatten nicht kommen, er will ja in der Zeit, wo er frei von Geschäften ist, nicht befehligt sein, ja er würde wohl zumeist das Haus meiden, wenn sie ihm all das klagen wollte, was ihr hinsichtlich der Erziehung der Kinder als gefehlt erscheint. Ihre Ehe ist eben eine sehr profaische, doch da sie eingesehnen, daß, wie ihr einst ein alter Mann gesagt, aus einem Apfel kein Pfirsich zu machen sei, trägt sie geduldig ihr Geschick.

Und doch, glaube ich, wäre manchmal Vieles gut zu machen, wenn man es wie ein guter Gärtner verstände, zu rechter Zeit die rechte Art des umgestaltenden Einflusses eintreten zu lassen. Die meisten Frauen verstehen es dadurch, daß sie, wenn sie sich in ihren Bealen getäuscht sehen, einfüßig, mürrisch, unfreudlich werden, die Unglückliche, Bekannte spielen und den Mann, anstatt ihn zu seßeln, von sich fern halten. Ein wenig mehr Objektivität wäre den meisten zu wünschen. Je ruhiger man eine Täuschung oder Störung ansieht, desto eher findet man die Mittel und auch die Kraft, ihnen entgegenzuarbeiten. Gar manche Frau, die in den ersten Jahren schmerzlich daran verzweifelte, ihren Gatten ihren Lebensansichten zugänglich machen zu können, hat es durch ruhiges, objektives und konsequentes Handeln endlich dahin gebracht, eine vollständige Harmonie zu erzielen, ihrer Ehe denjenigen poetischen Duft zu erhalten, der ihr eigen bleiben muß, soll sie eine wahrhaft glückliche sein.

Die profaische Ehe steht durchaus nicht im Einklang mit dem Begriffe, den wir vom Familienleben zu haben pflegen. — Sie ist der Tod jeder höheren, wehthollen Stimmung. — Wie es denn nun kommt, daß so unglücklich viele Menschen theils absichtlich, theils unüberlegt, theils in Kampfe erlahmend, leichtsinnig ihre innere Lebensfreude opfern?

Zur Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, war es anders; sie zählten sich einmal herzlich, wenn es nicht stimmen wollte, waren sich dann aber wieder herzlich gut, wenn das Ungewitter vorbei war.

Eine Ballnacht.

Von Stephanie Wohl.

Es war ihr erster Ball als junge Frau. Die kleinen Füßchen hatten ein ganzes Jahr geruht; so ließ es nämlich, denn in Wahrheit war das Wort „Ruhe“ überhaupt auf Niemand und am allerwenigsten auf Silas Füßchen angewendet. Die kleine Frau war viel zu lebhaft, um lange auf einem Platz auszuhalten und obgleich sie sich ihrer Hochzeit Mühe gab, recht matronenhaft und würdig auszusehen, fiel sie manchmal aus der Rolle und ihre sich nur zu oft in eine lustige Pirouette. In ihren Mädchenschritten war Silas sehr gefeiert gewesen, ohne gerade Wesen widerstehen können, das über das glänzende Ballet zarte, schlanke wie eine Sylphe? Der Rhythmus wiegte ihre hübsche Gestalt, wie der Matruin die Blumen, und ihren Füßchen war der gebundene Schritt so natürlich, wie dem Dichter die gebundene Sprache. Wenn sie nicht tanzte, lagte sie. Sie lagte so süß, so wohlklingend, so unwiderstehlich wie nur Kinder und sehr glückliche Menschen lachen können. Wer sie nur einmal laden gehört, wußte, daß er ein Wesen vor sich habe, das den Schmerz nur vom Heranziehen konnte und dem die Mühen und Sorgen des Lebens so fremd waren, wie dem Falter, der sorglos von Blume zu Blume gaukelt.

Die kleine Frau hatte sich vorgenommen, auf dem Balle ganz ausnehmend hübsch auszugehen. Sie wollte nur

ein, zwei Touren tanzen und sich dann hübsch ruhig zu den Manas setzen. Doch hatte Lili die Rechnung ohne die Lust gemacht und vergessen, daß sie derselben nun einmal nicht widerstehen könne. Die ersten Walzerlänge fahren ihr wie Duedelbier in die Füsse und sie steigt hin, ganz so eifrig und unermüdet wie in ihrer Mädchenzeit. Ja, ganz so neugierig wie einst fliegen die aufgelisteten Vögel um das pikante braune Gesichtchen, ganz wie einst tönt das heitere Gezwitscher der frischen roten Lippen. Die Ehe hat nichts an ihr verändert.

Felix sieht nachlässig an eine Säule gelehnt hinter ihrem Sessel, so oft sie an ihren Platz zurückkehrt, und über das Gesicht des hochgewachsenen ersten Mannes geht es wie ein Rächeln, wenn er sich über seine kleine Frau herabbeugt. Mit beinahe väterlicher Sorgfalt hüllt er sie in ihr Mäntelchen, damit sie sich nach dem Tanze nicht erkälte, und streicht ihr die feuchten Waden aus der Stirne. Lili sieht ihm glücklich in die Augen und oh! wie gerne schlänge sie die Arme um seinen Hals! Aber so verzogen und eigenwillig sie ist, weiß sie doch, daß dies an dem Valle nicht künstlich, und so sieht sie ihn nur an mit unendlicher Singsucht, so heiß, so innig, daß sich der Mann plötzlich aufrichtet und sein Gesicht seltsamerweise wieder den kalten, müden Ausdruck annimmt, den es vorher getragen.

Der Ball nimmt seinen Fortgang. Lili tanzt fortwährend, unermüdet, daß es schier Funken sprüht unter den flinken Füßchen. Die Leute wundern sich, daß ihr Niemand Einhalt thut. Doch so oft sie jetzt an ihren Platz zurückkehrt, sucht sie Felix vergeblich: — er, jeder sonst so aufmerksam zu sein pflegt, ist auf ganz unbegreifliche Weise verschwunden. Lili schämt sich, ihn suchen zu lassen, es beleidigt sie, daß ihr Mann gerade heute auf ihrem ersten Valle so unaufmerksam ist, und so schließt sie denn endlich doch Müdigkeit vor und begibt sich selbst auf die Suche. Mit Mühe bricht sie sich Bahn durch das dicke Gebränge und bald hat der Nebenzimmer erreicht, das sie leer findet. Ebenso leer ist offenbar das anstößende Kabinett, dessen Eingang schwere Damastvorhänge beschatten und das eine von der Decke herabhängende rothe Lampe unendlich traulich erscheinen läßt. Die Kühle, das gedämpfte Licht, laden Lili zum Eintritt ein, schon setzt sie den Fuß auf die Schwelle — da fährt sie plötzlich überrecht zurück! Im Hintergrunde des Kabinetts, von exotischen Blumen umgeben, sitzt ein junges Paar. Sie sitzen in einiger Entfernung von einander, auch ist ihre Haltung von beinahe streifer Formlichkeit; nichtsdestoweniger tritt wie ein Infiltrat zurück, obwohl sie in dem Manne Felix erkennt. Das Mädchen neben ihm ist das schönste Weib, das sie je gesehen. Eine junoische Gestalt mit reichem goldenem Haar, großen traurigen Augen und stolzegekröntem Lippen, um die es zuckt wie von verhaltener Qual.

Die junge Frau verbirgt sich reich hinter dem Vorhang, um das Paar unbemerkt zu belauschen. Die Bewegung ist eine vollkommen unbemerkte, und sie würde hell aufsehen, wenn es jemand einfiel, sie der Eiferlichkeit zu zeihen. Der Krugwohn ist eben auch eines jener irdischen Geschöpfe, die sie noch nicht kennt und die ihr inmitten ihres wolkenlosen Glückes auch unumgänglich hätte nahe treten können. Und doch, warum fährt sie auf einmal zusammen? Ist es, weil das schöne Mädchen ihren Mann bei seinem Taufnamen nennt?

„Ich habe lange geglaubt, daß Sie mich vergessen haben, Felix“, sagte die verklärte Stimme, „ich habe es geglaubt und mich daran ergeben.“ Der Mann ergriff leidendhaftig die Hand des Mädchens: „Soa!“ Sie zieht die Hand nicht zurück und ihre träumerischen Augen versenken sich in das andere Augenpaar, dessen Blick mit hinreißender Verehrtheit gegen ihre Worte protestirt. Und so blieben sie in Anschauung verunken, lange, minutenlang.

Ein Schauer durchfährt Lili. Von jener Gruppe dort geht es aus wie ein elektrischer Strom, der ihr ganzes Leben erschüttert. Sie schließt tief auf und sieht sich erschrecken um. Doch die Weiden haben sie nicht gebürt. Sie sitzen einander noch immer schweigend unbeweglich gegenüber, nur der Ausdruck ihrer Füsse ist wieder geworden und ein feuchter Glanz, trankenes selbstvergessenes Entzücken strahlt aus ihren Augen. Lili harret unverwandt auf ihren Mann. Ist dies dasselbe Gesicht, das sie so lange kennt, sind das die selben Augen, die so matt, so gleichgültig blicken können, ist das derselbe Mund, den sie so oft geküßt und um den jetzt ein seltsam schüchternes Rächeln klopft, das ihr alles Blut zum Herzen treibt? Es überkommt sie ein eigenthümliches heraufgehendes Gefühl wie die Distanz einer neuen Welt, eines unbekanntem befehlenden Daseins. Sie möchte lachen und weinen, jauchzen vor Glück und aufstöhnen vor Schmerz! Es ist ihr, als wäre sie gestorben und wiedergeboren als ein ganz anderes Weib, das sich selbst noch räthselhaft erscheint. Das schöne Mädchen entschwindet ihren Augen, sie sieht nur ihr, und laugt mit den Augen die durchgeglühete Schwärze seines Gesichtes in ihre Seele auf. Krampfhaft wühlen sich die kleinen Hände in den schweren Vorhang, sie flammert sich an ihn an, um nicht hinzuzufügen und sich Felix in die Arme zu werfen.

Wilde leht sie sich endlich an die Wand. Da hört sie ihres Mannes Stimme, doch lautet es ihr in den Ohren und ihr Herz pocht so wahrhaftig, daß ihr die ersten Worte wie ein unverständliches Geräusch vorkommen. Endlich kommt sie doch zum Verständnis seiner Rede und hört, daß er eine Geschichte erzählt, eine Geschichte, die Lili den Schleiher von den Augen reißt und ihre glückselige Vergangenheit auf ewig vernichtet.

„Verstehen Sie mich gut, Eva“, sagte er endlich mit müder, gedehnter Stimme, „ich konnte nicht anders handeln, konnte nicht undankbar sein gegen meinen Ehemann, dem ich meine Erziehung, meine Laufbahn, Alles verdanke, was

ich geworden. Ich wußte, daß er nur dann ruhig sterben würde, wenn er die Zukunft seines einzigen Kindes, das mich mit der vollen Liebe ihres unglücklichen Herzens liebte, in meinen Händen geboren zurückließ. Komme ich dem Manne, der mir mehr als ein Wohlthäter, der mir ein Vater, ein edler Freund gewesen, den letzten Wunsch versagen und zum Dank für Alles, was er für mich gethan, seinem einzigen Kinde das Herz brechen? Um Ende ist sie ja ein so gutes, liebes Kind“, — jetzt er mit bitterem Rächeln hinzu — „und ich thue mein Möglichstes, sie glücklich zu machen, nur“ — und er seufzte tief auf — „ist es ein etwas gar zu einseitiges Glück.“

Das bleiche Mädchen neben ihm wird wendiglich noch bleicher und steht auf. — „Genug, Felix!“ sagt sie tonlos aber fest. „Ihr Platz ist bei Ihrer Frau, der meinige bei meiner tranken Mutter, und wenn diese stirbt . . .“ Die Stimme verlagert ihr und ihre großen, traurigen Augen füllten sich mit Thränen.

Da wird es plötzlich schwarz vor Lili's Augen. Sie sieht noch, wie Felix mit einem erstickten Aufschrei das Mädchen an sich reißt und ihm Gesicht und Hände mit leidenschaftlichen Klößen bedeckt, dann riefelt es heiß durch ihre Glieder, das Blut strömt ihr zu Herzen und Hände und Gesicht werden eiskalt. Es ist, als werde alles um sie her in Flammen aufgehen, die Gesichter werden zu beweglichen Feueräulen, die alle auf sie zuströmen und brausend schlägt das Feuermeer über ihr zusammen.

Als Lili wieder zum Bewußtsein erwacht, ist das Kabinett leer und sie sieht noch immer hinter dem Vorhang an die Wand gelehnt — ein Wunder, daß sie nicht umgefallen ist. Die junge Frau zittert am ganzen Körper und die unerträgliche Qual, die ihr das Herz zusammenschürt, macht sie schier sinnlos. Sie stürzt dann zur Thür des großen Saales, in dem man eben Galopp tanzt. Einer ihrer Tänzer erblickt sie und sofort wird sie mitgegriffen in den rasenden Tanz. Sie stürzt hin ohne Haß, ohne Rache, ohne auch nur zu bemerken, daß ein Tänzer nach dem andern sie ersäht. Es ist die altemose Flucht des zu Tode getroffenen Wildes, das durch Diet und Dünn bricht, bis es zumamentzigt, um zu sterben.

„Nun laß es aber genug sein, Lili!“ sagt plötzlich eine tiefe Stimme neben ihr, die sie wie Dolchstoß in's Herz trifft. Sie ist zum Sterben erschöpft, doch hält sie sich mit übermenschtlicher Kraft aufrecht. Mit unheimlich glühenden Augen blickt sie zu ihrem Manne empor, der jedoch von ihr wegseht. Seine Blicke hängen an einer Fernentzückung, wo unter blühenden Kameliensträußern, weiß wie ein Marmorbild, ein jöhnes blondes Mädchen sitzt. Lili's Blick folgt seinen Augen und der Krampf in ihrem Herzen wird noch unerträglicher. Sie drückt den Arm ihres Mannes so heftig, daß er zusammenzuckt. Dieses Zucken bringt Lili zu sich und ihr Gesicht verändert sich plötzlich. Mit unendlicher Anstrengung bemüht sie sich, mit dem altemohnten kindlichen Ausdruck zu ihm anzublicken, indem sie schmeichelnd bittet: „Nur noch diesen Walzer, Felix — und mit Dir!“ Der Mann ist viel zu aufgeregert und ihr gegenüber auch viel zu gleichgültig, um ihr diesen Wunsch zu veranlassen. Er sieht zwar, daß die dunklen Ringe um die Augen der jungen Frau noch dunkler werden, noch bemerkt er, daß ihre Lippen bläulich sind, wie die einer Todten; reich schlingt er den Arm um sie und bald werden sie hin, gewiegt durch die brausenden Klänge des Coppeliaanzalers. Wie ihm thut es wohl, seine Lebensschicht auf diese Weise auszubuten und in seiner gänzlich Verunkenheit fühlte er es nicht, daß sich seine Tänzerin immer schwerer an ihn lehnt, so daß er sie bald beinahe in der Luft mit sich davonträgt. Endlich fährt auch er sich erschöpft, und während er hochaufstehend den Arm seiner Frau in den feinsten Schling und dem Wuffet zugeht, steigt sein Auge, wieder lachend im Saale. Lili ist unterdessen sehr ruhig geworden; das wilde Fischen ihres Herzens hat nachgelassen, kaum hebt noch der Athem ihre Brust. Felix erobert ihre einen Sessel am Wuffet und während sich Lili niederlegt, schauert sie zusammen und macht eine Bewegung, als würde sie ihr weißes Mäntelchen. Sofort bietet ihr Felix an, es zu holen. Er ist offenbar froh, wenigstens auf einige Augenblicke loszukommen, um seine Augen noch einmal an seinem Noth weiden zu können. Doch dann hat er die Thür des Zimmers erreicht, als ein marktschreierender Schrei ertönt und bald wilder Sturm und namenloses Entsetzen die Säle erfüllt.

Lili ist von ihrem Sessel gestiegen und liegt auf dem Boden ausgestreckt, in der erloschenen Nacht krampfhaft ein getrocknetes Glas haltend. Etwas in der starren Gestalt, den offenen, gebrochenen Augen, den doletten Lippen verrieth den Umstehenden, daß dies keine Dummheit sei. Zwei Aerzte, die auf dem Halle gegenwärtig sind, reifen der jungen Frau das Kleid auf; „Es ist ein Herzschlag in Folge des kalten Trunkes nach dem Tanze. Sie ist todt!“ erklärt der Beide, und während sich ihr Gatte mit laut ausprechendem Jammer auf die Todte wirft, flut ein schönes blondes Mädchen im Gebränge auf die Knie und gelobt sich mit der Entsagung eines ganzen Lebens abzuhängen, was sie heute in einem Moment des Selbstvergessens an dieser Todten verbrochen.

### Mannigfaltiges.

#### Säcular- und Semisäcularzane.

Juni 1888.

28. 28. Juni 1888. Victoria I. wird, nachdem sie am 20. Juni 1837 den englischen Thron bestiegen, mit großen Feierlichkeiten zur Krönung von Großbritannien und Irland getönt.

#### „Kleine Blumen, Heine Mütter.“

Die Verunreinlichkeit der Moralität bricht sich am schärfsten aus, wenn die Ehrenhaftigkeit für die tonangebende Majorität einfach lächerlich zu werden beginnt. Es giebt kaum eine Stei-

gerung über diesen Zustand hinaus, wenn man nicht die Sane-tionierung des öffentlichen Raubes beäunwertet.

Wilhelm Jenien.

Die Lust ist Erdenblume.

Ein Himmelstien die Blüth.

Robert Hamerling.

Die Selbstvertheidigung läßt stets einen Etadel in uns zurück, wenn selten bleibt uns die Gelassenheit, die bios das Rechte überhand vertheidigt. Jetzt macht sich Verachtung des Anders in unsere Worte und so wird aus der Vertheidigung eine Art von Rache, die uns dann wieder selbst verunndet und vor uns selbst herabstößt.

Henriette Baalzon

Rächelnd blüht der Behag; ihm glühert's im gemüthigen

Wunden;

Wem du dich wiffst an die Brust, schaue zuvor in das

Herz.

Wilhelm Weste.

Es giebt keine größere Erniedrigung für den Menschen, als Gatzherzigkeit anzunehmen. Das Gend des Bittens, o, das Herz mich nicht der Qual herben! — Hüfte fordern, das ist des Menschen Recht, aber bitten sollte der Mensch den Menschen nur um Bezehlung — die Bitte geht Gott.

Geopold Scherer.

### Trauer und Trost.

Citaten-Aufgabe von Berthold Arnau.

1. Will, Vaterland, dir bleibein  
Aus ewig feil und treu.
2. Süß träumt es sich in einer Schäume,  
Wenn drunten der Regen leise klopft:  
So mag sich's ruhig im Todtenstuhne,  
Aus den die Fremdenzähne tropft.
3. Reß' zu den Lieben dich, zu ihnen schwebe hin,  
Wenn ich zur Ruh gebracht, zu Gott geschickt bin.
4. In dieser Wehmuth will das Herz zerrinnen,  
Und von den Lippen will die Seele fliehn.
5. Wahrlich, es scheint nur ein Traum! Bedeutende Väter:  
des Lebens  
Schweben, flehlich und ernst, über die Fläche dahin.
6. Was die Schickung schickt, ertrage;  
Aber anstare, wird gekostet,  
7. Denn er war unter! Was das stolze Wort  
Den lauten Schmerz gewaltig überdriest!
8. Und wir uns die letzte Ehr' lassen,  
So fangen die Gloden zu kühlen an.
9. Einst öffnet jeden Guten sich  
Dem hoher Freudenathem;  
Dann kommt auch ich im Feiertag  
Und lege mich an's Wand.
10. Ich halt' es mit dem schlichten Sinn,  
Der aus dem Volke spricht.
11. Laß Krast mich erwerben  
In Herz und in Hand,  
Zu leben und zu sterben  
Für's hell'ge Vaterland.
12. Wie's nun ist auf Erden, also soll's nicht sein;  
Aber anstare, wird gekostet,  
13. Als wäre nichts geschahen, wird es stille,  
Die Gloden fallen aus, die Wieder enden.
14. Soß' zu der blauen Ehe,  
Es war mir, wie ein Traum,  
Die bahnte lange Wege  
Zu einem Tannenbaum.
15. Wäh treibt  
Das höchsten Stammers schmerzliche Gewalt  
Was auch den Stammers des Flehen mich erbarren.
16. Und der Deutsche noch seinen Namen mit Stolz;  
Es lebt jene That noch im Liebe.
17. Nicht der Stunde klüßiger Beifall  
Dehnte den Athem der Brust, stärkte die Sehne zu Erz.  
Aus obigen 17 Citaten ist durch Entnahme eines Wortes aus jedem Citat ein 18. zu bilden, welches angeht, was man mit Stolz von unserem entchlarenen Kaiser sagen darf.

### Sonogramm von Berthold Arnau.

a a a a a a  
e e e e e e  
e e e e e e  
l i m m n n  
p p p r r r  
s s s s t t

Die Buchstaben obigen Schemas sind zu ordnen, daß sie horizontal und vertikal dasselbe ergeben, nämlich: 1. Sohn der Venus, 2. Fluß in Spanien, 3. Stadt in Italien, 4. Französischer Fluß in Schwaben, 5. Zivelt, 6. Bogel in Norwegen.

### Wortaufgabe von Louis G.

Violine, Violen, Contrabaß, Oboe, Flöte, Clarinette, Fagott, Horn, Trompete, Polkaune, Trommel.  
Aus jedem der gegebenen 11 Wörter ist durch Entnahme eines Buchstaben aus jedem Wort ein 12. zu bilden, welches ebenfalls ein Instrument nennt, das wie die andern in einem Orchester vertreten ist.

### Rechenaufgabe von G. Masius.

a	b	c	d
m		e	
l		f	
k	i	h	g

Die Buchstaben obigen Schemas sind durch Zahlen zu ersetzen und dann so, daß a b c d e f g h i k, k+l+n, a+k+d, g, l die Summe 100 und weiter b, i, o, h, m+o, l+t, a+g, k+l die Summe 50 ergeben.

### Lösungen aus Nr. 25.

Charade: Fernweber.

### Correspondenz aus Nr. 25.

Frau Krüger, C. S., Selma S., C. Kranz in G., Julius Richter in R., Meta Müller, Wilhelmine Kramer in S., Alma S., Otto Gerner in B. Lösung richtig. — S. S. Wie können zu unserem Ehren die Dagegen nicht mehr bringen, da die Bekämpfung einmüht haben? Sie müssen sich dann der Mühe unterziehen, die letzten Stellen zu ändern.

Verantwortlich Julius Mundest. — Stich: Schöne Buchdruckerei (R. Rietzschmann) in Halle.